

## Julijana Matanović: *Schuhe*

Eines Tages in der vierten Grundschulklasse kam meine Freundin Ljilja, ein Mädchen mit vielen ungleich auf der Nase verteilten orangefarbenen Sommersprossen, plötzlich nicht mehr zum Unterricht. Ein paar Tage danach vertraute ihre weinende Großmutter, unsere Nachbarin Frau Beker, wie sie meine Tante, oder einfach nur Bekerica, wie sie mein Onkel nannte, die im Ort dafür bekannt war, dass sie zweimal täglich zur Kirche ging, meiner Tante an, dass ihr Sohn mit seinen beiden Töchtern, meiner Ljilja und der elf Monate älteren Mira, ohne es angekündigt zu haben nach Amerika ausgewandert war. Ich hörte das alles hinter dem halb geschlossenen, mit der Blümchengardine verhängten Fenster meines Zimmers und war voller Trauer, als ich sah, wie die Schwelle des Häuschens, in dem Ljiljas Vater geboren worden war, unter dem Schluchzen der Großmutter erzitterte. Ihr Haus war das kleinste in der Straße, vielleicht sogar in unserer ganzen Industriesiedlung, in der zu dieser Zeit etwa fünftausend Menschen lebten. Dagegen nahm sich unser Haus mit dem großen Balkon, der nur zum Blumengießen betreten werden durfte, wie ein Dornröschenschloss aus. Ich musste mich zusammenreißen, um nicht die Gardine wegzuziehen und zu fragen, ob auch Tante Djurdja, Ljiljas Mama, mitgegangen oder ob sie zu Onkel Edo, dem Malermeister, ins Tanninviertel gezogen war, mit dem ich sie einmal Arm in Arm auf der Weide von Sušinarac gesehen hatte, wo ich Brombeeren für Saft pflückte und mich, wegen des aufregenden Vorfalls unaufmerksam, in den rechten Daumen stach — nicht dass ich eingeschlafen wäre, im Gegenteil: Bezaubert von dem, was ich sah, wurde ich immer wacher.

Ich wusste, dass die Tante jedes Mal, wenn ich sie belauschte oder ihr neugierige Fragen stellte, richtig wütend reagieren und mich dann je nach Laune bestrafen konnte. Zum Beispiel verbot sie mir dann für einen ganzen Monat, auf die Wiese vor dem Haus zu gehen. Aber diese Strafe ertrug ich viel leichter als die, unter der Aufsicht der Bekerica die Abendmesse zu besuchen, denn der strenge Pater Celestin zelebrierte sie ohne die Ministranten. Und dann war seine Predigt ungleich langweiliger als am Sonntagmorgen, wenn die kleinen Gottesdiener den Altar aus Eichenholz belebten und ihre knotigen, mageren, grasbefleckten Knie unter rotweißen Messgewändern versteckten.

Zu so einem siebentägigen Messgang wurde ich einen Monat vor Ljiljas Abreise von der Tante verurteilt, und das nur, weil die künftige Amerikanerin und ich, statt nach der Schule sofort nach Hause zu kommen, ins Nachbardorf zu unserer gemeinsamen Freundin Marina gegangen waren, um die neue Limousine zu bestaunen, die Marinas Papa auf der Messe in Zagreb gekauft hatte. Der Wagen war so dunkelrot wie mein Akkordeon, doch das hatte ich an diesem Tag völlig

vergessen. Daher war mein Schrecken umso größer, als ich bei meiner Rückkehr Onkel Mirko, den Musiklehrer, antraf. Er saß in unserer Küche bei einem Glas Gespritzten und war wohl schon etwas unter Strom, so wie er meinem Vetter Krešo mit Klopfen seiner in den karierten Gästepantoffeln steckenden Füße demonstrierte, wie ein Viervierteltakt funktionierte. Ich weiß nicht, ob die Tante wütender war, weil Onkel Mirko schon eine halbe Stunde wartete und das natürlich in Rechnung stellte — ein Honorar wie er bekamen nicht einmal die studierten Professoren vom Musikverein *Lisinski* in Našice — oder weil ich mit meinen schmutzigen Schuhen auf dem erst kürzlich mit einem Gewerkschaftskredit gekauften Teppich stand.

Ich erinnere mich nur, dass ich an diesem Abend schlecht spielte und dass mir der Vetter in seinem braunen Schlafanzug — er war aus einem abgetragenen des Onkels umgearbeitet — im Vorbeigehen ins Ohr brüllte: »Stroh ist nichts für Gänse!« Danach betätigte er den Schalter des Stromstabilisators und stellte den Riz-Fernseher an, auf dessen Bildschirm nach längerer Aufwärmphase Krešos damalige Idole, die Mäuse Pixi und Dixi, erschienen. Obwohl ich an die ständigen Unarten meines Veters gewöhnt war und meistens nur noch mit ein paar Tränen darauf reagierte, weinte ich an diesem Abend so heftig, dass Onkel Mirko den Unterricht mit der Begründung abbrach, dass das Salz meiner Tränen den Balg des Instrumentes angreifen könnte, was ein ungemein großer Schaden wäre, denn meine Harmonika stammte aus einem Antiquitätenladen in Osijek und war viel besser als die aller seiner anderen Schüler, mit denen ich bei der Feier des DIK-Kombinats auftreten sollte. Im Unterschied zu den anderen Schülern sollte ich dort nur ein einziges Stück vorspielen, und zwar das Lied *Mein Papa, der hat zwei Pferdchen*, wahrscheinlich weil ein Freund des Direktors aus dem brüderlichen Slowenien teilnahm. Ich gehorchte Onkel Mirko sofort. Er half mir, meine *Melodija* im Futteral zu verstauen, und stellte sie auf das Buchenholzschränkchen in einer Ecke unserer Sommerküche. Über den Kasten legte ich ein Stoffdeckchen, auf das rote Nelken mit schattierten grünen Blättern gestickt waren. Nur wenige Tage zuvor war die Decke von der Handarbeitsausstellung der Gemeinde zurückgekommen, mit einer lobenden Anerkennung für meinen Beitrag zur Entwicklung unseres Ortes. Dafür kaufte mir mein Onkel das größte Stück Haselnussschokolade, das er bekommen konnte, obwohl er nicht ganz zufrieden war, denn ich hatte einen Preis für das Sticken von Nelken bekommen und nicht für ein echt slawonisches Motiv, das wohl, seiner unmaßgeblichen männlichen Meinung nach, schwieriger anzufertigen gewesen wäre. Tante wiederum war davon überzeugt, dass ich den Preis ihr zu verdanken hätte, weil ich nur mit dem von ihr gekauften Garn dieses Relief erzielen konnte. Meine ältere Cousine Mara verglich die Nelken meiner Stickerei mit den echten, die ihr Freund Rade zur Aufnahme in die Partei bekommen und gleich nach dem Gruppenfoto für das Monatsblatt des

Kombinats, mit dem meine Tante das Feuer in der Sommerküche entzündete, seiner Klassenkameradin geschenkt hatte. Mara liebte Blumen, das wussten alle, die sie mit meiner Tante in unserem Garten beim Unkrautjäten in den Rosenstöcken beobachteten, und sie hatte auch nichts gegen Rade, wie ich erfuhr, als ich das Geheimfach mit ihrem Tagebuch entdeckte. Die Nelken aber brachte sie nicht mit nach Hause, sondern legte sie im Park am Denkmal für die gefallenen Kämpfer nieder. Als die Tante davon erfuhr, und zwar von der Bekerica, was ich mit gespitzten Ohren hinter dem Vorhang mitbekam, beteuerte Mara vergeblich, die Nelken nur angenommen zu haben, um ein gutes Werk zu tun.

Dann hättest du die Blumen von diesem Segelohr zum Grab des Nachbarn Beker tragen müssen. Hast du vergessen, wie oft er dir umsonst die Schuhe repariert hat, sagte meine Tante, aber Mara sah sie versteinert und tränenlos an. Darin unterschied sie sich sehr von mir, der jeden Tag mindestens einmal die Augen feucht wurden. Immer wenn sie das sah, verglich mich die Tante sofort mit meiner Mama, die angeblich ständig Stofftaschentücher mit sich herumgetragen hatte, in deren Ecke mit rosa Garn ihr Monogramm eingestickt war. Tantes Freundin Olgica, die sich als eine der Ersten mit Gesichtsmasken aus Eiweiß und Olivenöl auskannte, erklärte mir, dass ich vom Veinen lange einen jugendlichen Teint behalten würde, woran ich später dann selbst glaubte, als meine Freundinnen pubertäre Akne bekamen. Meine Cousine störten allerdings weniger die Pickelchen auf ihren Wangen als vielmehr die Tatsache, mehrfach reparierte Schuhe tragen zu müssen. Als Nachbar Beker starb, und das war drei Jahre, bevor sein Sohn über den Ozean verschwand, hat sich Mara gefreut, endlich neue Schuhe zu bekommen. Denn nur Onkel Beker besaß die Fertigkeit, die abgetragenen Schuhe, die unsere reichen Verwandten aus dem Ausland schickten, zu fast neuen aufzuarbeiten. In diesem Jahr hatte der Onkel seiner Frau zum zehnten Hochzeitstag milchkaffeefarbene Pumps gekauft, die sie so oder so unbedingt für den Besuch bei ihrer Schwester in Italien benötigte, und Mara, die ahnte, dass ihr zum wer weiß wievielten Mal von draußen alte, getragene Schuhe mitgebracht werden würden, musste sich mit Tantes gut erhaltenen Ballerinas begnügen.

Was die Schuhe betrifft, hatte ich mehr Glück. Mein Vater arbeitete als Geschäftsführer in einem Laden, in dem die Schuhmarke *Borovo* angeboten wurde, und nach jedem Saisonausverkauf schickte er mir einige Paare. Es tat mir ehrlich Leid, dass sie Mara zu klein waren, und ich tröstete sie mit der Aussicht, dass ihre Füße bald so sein würden wie meine, obwohl schon damals der Unterschied zwischen uns klar hervortrat: Meine Füße würden lang und schmal werden und ihre kurz und breit bleiben. Meiner Freundin Ljilja dagegen passten meine Schuhe wie angegossen. Sie war größer als ich, mit langen Beinen wie jene Mädchen, die in ihren Tüllkleidern am Silvesterabend im Fernsehen auftraten, dem Abend, an dem ich bis Mitternacht aufbleiben durfte und auch nicht Akkordeon

spielen musste wie an Heiligabend. Denn damals spielte ich nur Weihnachtslieder und machte die meisten Fehler in dem Lied *Ein Kind ist uns geboren*, und zwar regelmäßig am Anfang, bei der Strophe *Lieber Jesus, du mein Gott*. Dabei starrte ich auf jene Noten, die ich zu Beginn des Unterrichts bei Onkel Mirko am Nikolaustag in meinem auf Hochglanz polierten, im Kinderzimmerfenster aufgestellten Stiefel gefunden hatte, während der andere schmutzig und vergessen auf den Stufen vor dem Eingang stand. Sobald ich stecken blieb und mir vor die nicht besonders hohe Stirn schlug, ermahnte der Onkel die Tante, mich nicht noch aufgeregter zu machen, als ich es bereits war, durch ihr ewiges Aufstehen und Nachsehen, ob denn das Fenster gut geschlossen sei und ob nicht Onkel Ljubo darunter stünde, der Lagerverwalter von Onkels Betrieb, in seinem langen Ledermantel, den er, wie Tante fest behauptete, seit fünfundzwanzig Jahren nicht abgelegt hätte, was ich aber einfach nicht glauben konnte.

Eines Tages beschloss ich, Ljilja Schuhe zu schenken. Sie waren neu und grün, mit einem roten Rand um die Knöchel, aber sie standen mir nicht, da sie meine Waden noch dicker machten. Der Tante log ich vor, ich hätte sie im Umkleideraum des Turnsaals vergessen. Es war Ende Februar, und ich kam in nassen und verdreckten Turnschuhen nach Hause, wofür ich eine ordentliche Tracht Prügel bekam, der sogar der Onkel zustimmte, und später hohe Temperatur, die meinem nach Orangen und echtem Kaffee duftenden Zimmer Hausbesuch bescherte. Der bestand aus einem Arzt und einer Krankenschwester, die sich allerdings mehr für die Ableger von Tantes Zimmerpflanzen interessierte als für meine Halsentzündung und das Rezept, auf dem der Doktor mit rotem Stift vermerkt hatte, dass ich auf Penizillin allergisch reagiere. Die Schwester war überglücklich, als die Tante ihr aus lauter Ehrfurcht vor dem weißen Kittel ein halbes japanisches Bäumchen abschnitt (von dem Tantes Freundinnen glaubten, es bringe Geld ins Haus) und in ein feuchtes Küchentuch aus echtem Chiffon einschlug, damit der Japaner unterwegs nicht austrocknete. Die gelbhaarige, breithüftige Frau mit den hastig aufgekrempelten Ärmeln, die in ihrer Begeisterung vermutlich schon ein Bündel Hundert-Dinar-Scheine vor sich sah, mit denen sie sich, falls die Pflanze gut gedieh, einen Sommerurlaub in Podgora leisten konnte, spritzte mir daraufhin statt eines gewöhnlichen Antibiotikums eine volle Ladung importiertes Penizillin in mein heißes, aber dennoch mit Gänsehaut überzogenes Gesäß. Sie bedankte sich noch einmal bei der Hausfrau und verließ uns samt ihrem Chef. Binnen weniger Minuten schwoll mein Körper unförmig an. Ich konnte die Lider nicht mehr heben und meine Füße wurden so breit, dass mir die Tante weder meine weitesten Treter noch die Hauspantoffeln anziehen konnte, sondern nur Großmutter (in mindestens dreizehn nicht miteinander harmonierenden Farben) gehäkelten Füßlinge in solider Männergröße.

Das künftige japanische Bäumchen stand bereits auf dem Tisch der

Krankenschwester, als die Tante mit mir unter dem Arm wütend in das Sprechzimmer der neuen, mit kommunalen Mitteln eingerichteten ärztlichen Ambulanz trat, zu der uns, ich in eine bordeauxfarbene Kamelhaardecke gewickelt, unser anderer Nachbar, Onkel Janika Kovač, mit seinem Pritschenwagen gefahren hatte. Nachdem der Arzt der Schwester mit einem Disziplinarverfahren gedroht hatte, verabreichte er mir eine Art Gegengift, das mich vor dem sicheren Tod rettete. Als wir aus der Ambulanz zurückkamen, in der ich drei Strunden liegen müssen, erzählte die Tante alles ihrem Mann, den wir in der Küche antrafen, wo er bei einer Tasse Kaffee im Gesundheitslexikon eines Heilers und Volkslehrers namens Vasa Pelagic blätterte. Nach dem war gerade dieser Tage das Nachbardorf meiner Großmutter benannt worden, von dem aus zwanzig Jahre später Panzergranaten das Grab von Großvater Fabijan und seiner Frau Kata treffen sollten. Nur wenige Monate zuvor hatten wir sie begraben. Vielleicht waren die Schützen dieselben Männer, mit denen Großvater die Straße durch das Dorf gebaut hatte, die er zum Eliasfest zu sich einlud und denen er zum Abschied Opanken aus Gummi schenkte, die sein Sohn, also mein Vater, unter Preis aus seinem Geschäft besorgte. Meine Lehrerin Dušanka war glücklich, als sie beim Betreten des Hauses entdeckte, dass der Onkel in dem Buch las, das sie ihm geschenkt hatte, und fing sofort an zu erzählen, was man im Selbstbedienungsladen über meine Krankheit redete. Sie wunderte sich, dass sich bei mir, die ich noch vor wenigen Stunden dem Tod ins Auge gesehen hatte, schon der Appetit zurückgemeldet hatte, und war fast sprachlos, als ich statt Maisknödeln mit Milch solche mit gebratenem Speck und Sauerkohl verlangte, wie sie nur der Onkel aß, und zwar meist nach seinen Besuchen in Vajdas Gasthaus. Gleich nach der Lehrerin kam auch Ljilja, deren Mama mir Makronen schickte, ein Gebäck, das meine Tante nie zu backen pflegte, weil außer mir niemand Kokosflocken mochte. Als ich ihre roten Strumpfhosen sah, bekam ich Angst, sie hätte vor der Eingangstür jene grünen Schuhe mit dem passenden roten Rand stehen, aber ich beruhigte mich sofort, denn aus dem Fenster konnte ich beobachten, wie sie mit schwarzen Gummistiefeln davonstapfte, und zugleich beneidete ich sie, dass sie in ihnen den Bach, der zur Weide führte, übersprang, wo die Jungs aus der Straße auf sie warteten. Ich tröstete mich mit der Annahme, dass sie sich nur für Ljiljas Bericht über den Gesundheitszustand ihrer Freundin interessierten. Unter den Neugierigen war nämlich auch mein Prinz, der einzige Sohn unseres Fabrikdirektors und bester Weitspringer in der Klasse. Der Prinz war ein paar Zentimeter kleiner als ich, was mich weniger störte als ihn, sodass er in der Schlange, in der wir auf das Klingelzeichen warteten, das uns zum Betreten der Klassenzimmer aufforderte, als Patnerin nicht mich wählte, die Nachbarin aus seiner Straße, sondern immer die blonde Ančica, die Tochter des Filmvorführers. Obwohl ich ihm auf dem Heimweg aus der Schule, wenn wir durch die Pfützen wateten und Steinchen wegstießen, stets die Märchen aus dem Buch

erzählte, das mir seine Mutter zum siebenten Geburtstag geschenkt hatte. Er konnte nicht verstehen, dass ich, die schon damals *Pirgo* für ein Buch für kleine Kinder hielt, Aschenputtel noch immer so mochte, und er lachte mir sogar ins tränenüberströmte Gesicht, als ich ihm dies allen Ernstes zu erklären versuchte. Erst als ich ihn bei der sonntäglichen Matinee auf dem Balkon unseres Kinos sitzen sah, wo er sicher freien Zutritt hatte, und Ančicas Vater uns einen Zeichentrickfilm dieses Märchens vorführte, wurde mir mit einem Mal klar, dass er nichts gegen die Rolle eines Prinzen hatte, jedoch nicht im Traum daran dachte, diese für mich aufzusparen. Beim Verlassen des Kinos ignorierte ich Ančicas Aufforderungen zum Spazierengehen, zog mir stattdessen das schwarze Trikot über und fing am selben Nachmittag an, Weitsprung zu üben. Monate später bat ich dann den Sportstudenten, der unsere Turnlehrerin vertrat, um die Erlaubnis, beim Wettkampf nicht bei den Mädchen, sondern bei den Jungen antreten zu dürfen. Ich überflügelte alle Jungen meiner Klasse, auch meinen kleinen Prinzen, den ich fünf Zentimeter hinter mir ließ, genau so viel, wie ich größer war als er, und ich war stolz: Außer hier aus Trotz habe ich später nie wieder auch nur annähernd einen solchen Sprung geschafft.

Ehrlich gesagt hätte ich, selbst wenn es damals seine blonde Prinzessin nicht gegeben hätte, meinen Prinzen nie geheiratet. Für das, was nicht geschehen ist, gibt es einfach keine Gelegenheit mehr, sagte mein Vetter Tadija immer, der gleich nach seiner Geburt eine schwere Hirnhautentzündung durchmachen musste und sich bis zum Ausbruch des Krieges nicht aus seinem nordbosnischen Dorf wegbewegte. An Voraussetzungen zur Prinzessin mangelte es mir damals nicht, dafür hatte schon früh mein Vater gesorgt. Ich hatte eine Stiefmutter, obwohl sie bei weitem nicht so böse war wie die aus den Märchen, die ich meinem Prinzen erzählte. Auch ging mir die Hausarbeit leicht von der Hand, deshalb beklagt meine Tante auch heute noch, dass ich keine Hauswirtschafts- oder Handarbeitsschule besucht habe, denn dann hätte ich mir mehr als nur ein Paar Schuhe pro Saison leisten können. Tanzen habe ich auch gelernt, bei der Folkloresektion, zu der ich jeden Mittwochvormittag ging, nicht ohne zuvor zum Heiligen Antonius gebetet zu haben, dass auch Rajko, mein Tanzpartner, sich dort blicken ließe, der zwanzig Zentimeter größer war als der Prinz und mit mir im Arm ein ideales Paar abgab. Das fanden auch die Mitglieder der Jury, die uns ohne Rücksicht auf Rajkos durchgetretene Schuhspitzen beim Wettbewerb der Grundschul-Folkloregruppen den Preis in Slatina verliehen. Selbst wenn ein Prinz in meinem Leben erschienen wäre, hätte es immer etwas gegeben, das mir den Weg zu seiner Hand versperrt hätte. In der entscheidenden Nacht, wenn sich die Droschke in einen Kürbis verwandelt und die Prinzessin zum Aschenputtel wird, wäre ich niemels bereit gewesen, seinetwegen einen goldenen Schuh zu opfern. Aus Angst, ihn zu verlieren, hätte ich mitten im Tanz innegehalten, meinen Halbschwestern in die

Augen gesehen und auf den Gongschlag gewartet, damit man mich erkannte. Weit verständlicher wäre es für mich gewesen, wenn das Fräulein, dessen Namen ich mir an den langen arbeitsreichen Wochenenden selbst gab, beim Wegrennen eine Haarschleife oder das Hütchen vom Kopf verloren hätte oder meinethalben das nachlässig geschnürte Korsett, aber dass sie den Schuh hat verlieren können und dazu noch einen goldenen, das wollte mir partout nicht in den Kopf. »Was auch nicht verwundert«, würde mein Vater jetzt sagen, »wenn dein Kopf nur so viel Oberfläche hat wie der deiner Onkel, die wegen ihrer winzigen Schädel weit über unsere Gegend hinaus bekannt sind.«

Und wenn ich zufällig, wie das Mädchen aus dem Märchen, einen Schuh verloren hätte, was würde dazu dieser Mann, mein Vater, sagen, der sein ganzes Arbeitsleben damit verbracht hat, Schuhe zu verkaufen, die Marktfrauen zu überzeugen, dass man jetzt die echten *Bata-Pumps* aus richtigem Leder trägt, die mit ihrer handeganähten Sohle ihren schönen Beinen wie angegossen stehen würden. Und er dabei natürlich wusste, was man an seinem immer etwas spöttischen Lächeln abselen konnte, dass ihr Einkauf wie üblich höchstens mit einem Paar billiger Gummi-Opanken von *Borovo* enden würde, in die sie, wenn sie im Winter zum Arzt in die Stadt gingen, ihre dicken, aus echter Wolle gestrickten Strümpfe stopfen konnten. Solche strickte auch Großmutter's Schwester Marija und Schenkte sie jedes Jahr dem Roten Kreuz, in der Hoffnung, Gott werde ihre Gebete erhören und ihr ihren einzigen Sohn Abraham zurückgeben, den mein Großvater Fabijan zum letzten Mal im Mai '45 gesehen hatte, als er barfuß in einer vierreihigen Kolonne von den Bewohnern des Nachbardorfs in Richtung Dravograd getrieben worden war.

Das Verlieren von Schuhen hätte mein Vater als Frechheit ihm gegenüber betrachtet, und er wäre wahrscheinlich ins Grübeln über seinen Beruf geraten, wenn sein Kind auf offener Straße das Schuhwerk verlieren würde. Er hätte kein einziges Schnäpschen, keinen Kaffee mit Schnäpschen mehr trinken können, ohne dass ihm einer seiner Kumpel, die vor seinem Schaufenster hockend auf die Straßenbahn nach Ilidža warteten, zugerufen hätte: »Hör mal, Bata, gib't bei dir noch die Schuhe, die so leicht von den Füßen fallen?« Und darum ist es gut, dass mich niemals ein Prinz haben wollte, nicht mal ein kleingewachsener. Und es war noch besser, dass später mein persönlicher Schuhlieferant nach der Rückkehr in die siebzehnte Etage seines Hochhauses in Sarajevo, von wo aus man deutlich sehen konnte, was die Studenten nachtst in ihren Zimmern trieben, immer ein Paar jener preisgesenkten Schuhe zur Hand hatte, die jahrelang im Schlussverkauf herumlagen, damit er ein Geschenk hätte, wenn er als Rentner von seinen Töchtern zur Taufe ihrer Kinder eingeladen werden würde.

Sollten die Schuhe dort nicht mehr sein, ein Teil unserer gemeinsamen Erinnerungen ist in dem nach meinen eigenen Plänen gefertigten Wandschrank im Vorzimmer meiner Wohnung im Zagreber Viertel Trešnjevka aufbewahrt. An den

Wochenenden nehme ich regelmäßig alle Schuhe heraus und versuche sie besser zu ordnen. Gerade sind sie nach den Jahren sortiert, in denen ich sie getragen habe. Die ersten sind jene hellblauen, die Babyschühchen ähneln und in denen ich als Dreijährige die ganzen acht Kilometer bis zum Bahnhof in Gradačac zurücklegte; die zweiten sind die rissigen, einst dunkelgrünen Lackschuhe mit der harten Kappe, die mir meine Cousine aus Italien geschickt hatte, in denen ich am ersten Schultag zu spät in die Schule kam. Und die ich, kaum hatte ich mich auf den von Ljilja freigehaltenen Platz in der ersten Reihe gesetzt, sofort unter der Bank auszog. Die dritten sind haselnussbraun mit großen goldenen Schnallen an der Seite. Die hatte mir Vater nach Brčko ins Krankenhaus mitgebracht, in dem sein älterer Bruder, Maras Vater, wegen einer Magenoperation lag. Nach seiner Scheidung hatte er in zweiter Ehe noch drei Kinder bekommen und konnte deshalb seiner ältesten Tochter niemals Schuhe kaufen, obwohl er wusste, wie sehr sie sie brauchte. Die vierten sind noch nagelneu, sie stammen von meiner ersten Kommunion, schon damals waren sie mir zu eng. Tante wolte sie trotzdem nie verschenken und beschwor mich tausendfach, sie niemals, wegzugeben, auch nicht, wenn ich jemanden fände, dem sie meiner Auffassung nach weitaus nützlicher gewesen wären, denn eines Tages würde mir ihr Anblick eine kindliche Freude bereiten. Und damit hatte sie, ich gestehe das heute, völlig Recht. So, nach Alter geordnet, erzählen die Schuhe viel über mich, aber auch mir sagen sie viel. Ihre Größe erinnert mich an die stärksten Momente meines Heranwachsens, zum Beispiel an Ljiljas Breise; ihre Farbe erinnert mich an gute und schlechte Jahre, und darum wird mir täglich klarer, warum ich dunkle, meist schwarze Schuhe kaufe, obwohl sie nicht immer zu meiner Garderobe passen. Ihre Form rührt an die Moden der vergangenen Zeit. So sind sie manchmal hart, entschlossen, realistisch, dann wieder zierlich und übertrieben fraulich, oder romantisch, wie sie von jungen Bräuten getragen werden, und wie auch ich sie aus Anlass meiner ersten Eintragung ins Heiratsregister von meiner in Amerika lebenden Freundin bekam, die sich damit für die grünen revanchierte, in denen sie, so stand es in ihrem auf dem Schiff geschriebenen Brief, ihre Heimat verlassen hatte. Sofort führte ich sie Tante Djurdja vor, die darüber in Tränen ausbrach und verstohlen Onkel Edo anblickte, der gerade Tresterschnaps aus der Korbflasche in eigenhändig mit dunkelblauen Trauben bemalte kleine Flaschen abfüllte.

Aber bis zum heutigen Tag weiß ich nicht, was für Schuhe meine Mama trug, als sie meinen Vater zum ersten Mal in Zenica besuchte. Sie war damals, im Juli 1958, zwanzig Jahre alt, und es war ihr erstes Wiedersehen nach ihrer Heirat im Januar desselben Jahres, eine Heirat, mit der ihre Eltern überhaupt nicht einverstanden waren. Drei Tage nach dem feierlichen Akt kehrte Vater zu seiner Arbeit zurück, meine Mutter blieb bei seinen Eltern in deren gerade fertig gestelltem Haus.

Man hat mir erzählt, dass mein Vater aus Anlass dieses Besuches im Lager der

Verkaufsstelle, in der er damals arbeitete, eine richtige kleine Wohnung aus *Borovo*-Schuhkartons baute. Dort verbrachten sie einen ganzen glücklichen Monat und sahen sich nach dem Juli-Idyll erst zu Weihnachten wieder. Erst viele Jahre später, ich musste meinem Ehemann darüber Rechenschaft ablegen, warum ich neue, seiner Meinung nach unnütze Schuhe gekauft hatte, fiel es mir wie Schuppen von den Augen, wieso ich ausgerechnet im April 1959 auf die Welt kam. Natürlich wie die meisten Kinder neun Monate danach, streng genommen war ich also das Resultat einer Liebesepisode in einem Schuhlager. Mit dieser für ihn nicht annehmbaren Tatsache habe ich mir dann doch die Zustimmung meines Mannes zum Kauf eines weiteren Paares Schuhe mit dickem Absatz und abgestumpfter Spitze erkämpft, die mich monatelang im Schaufenster unter unserer Wohnung herausgefordert hatten und für die schon längst ein Platz in meinem Wandschrank reserviert war.

Ich liebe meine Schuhe, auch wenn sie mich seit kurzem drücken und ich nicht zugeben will, dass meine Füße nicht mehr so schön und schmal sind wie noch vor einigen Jahren. Vielleicht nicht so heftig, wie sich das Paar damals in Zenica liebte, aber doch so, wie ich noch immer meine Cousine Mara liebe, die ich seit Mitte August 1991 nicht mehr gesehen habe und der heute meine Schuhe wunderbar passen würden. Und wenn wir uns nicht bald treffen, werde ich einige Paare meiner Schuhe meiner Nichte Martina schenken, der Tochter meiner um ein Jahr jüngeren Schwester, die mir schon in frühester Kindheit ins Wort fiel, sobald ich bei Aschenputtel das Wort *Schuhe* erwähnte, und die total glücklich war, wenn ich ihr daraufhin erlaubte, meine ersten hellblauen Schühchen anzuziehen und in ihnen zu tanzen wie die kleine Prinzessin in Erwartung ihres Prinzen, und sie dazu auf meinem Akkordeon begleitete.

Ich weiß nicht, ob das Salz von Tränen, sollten sie einmal auf Schuhe fallen, ihnen den Glanz rauben würde, aber sicher bin ich, dass ich, solange ich sie in meiner Wohnung hüte, einen jugendlich frischen Teint behalten werde, den auch meine Mutter hat, die heute immer noch in ihrem weiten Ärmel das Taschentuch mit dem inzwischen verblichenen Monogramm verbirgt, und von dem Tantes Freundin Olgica sprach, wenn sie sich die Gesichtsmaske auflegte und mir die Vorzüge meiner verweinten Augen erklärte.

**Übersetzung ins Deutsche von Barbara Antkowiak**